

Eintritt in die kath. Kirche in der letzten Woche des Lebens.

---

sen und Sterbenden Tag und Nacht gerufen wurden, um jelse zu tauften oder schon Getauften die hl. Sacramente und Trostungen der hl. Religion zu spenden, und so mit ihren eigenen Augen das Elend, das in ihren Hütten und Kraals herrschte, sahen. Ja, der liebe Gott hat selbst durch jene schreckliche Epidemie eine ergreifende und gewaltige Predigt gehalten, sodaß sehr viele, die früher von der Religion nichts wissen wollten oder die, nachdem sie getauft und die hl. Sacramente empfangen hatten, nach einiger Zeit wieder abgesunken und zu den heidnischen Gebräuchen zurückgekehrt sind und so ein Vergernis gebeendes Leben führten, nach der hl. Taufe verlangten oder sich im Bußsakramente wieder mit Gott versöhnen wollten. Aber auch manche sind dahin gestorben, ohne Gelegenheit bekommen zu haben, sich zu bekehren. So auch ein Mädchen mit Namen Christina. Selbes kannte ich von einer Altenstation her, als sie ungefähr 8 Jahre alt war und mich, wenn ich von der Kapelle nach Hause ritt, öfters ein Stück Weges begleitete und dabei so kindlich vom lieben Gott redete. Sie hieß damals Noma-zulu und erbaute wirklich durch ihren Eifer in der Katechese und ihre guten Sitten alle, die sie sahen. Nachdem sie ungefähr 3 Jahre dem Religionsunterricht beiwohnt und auch die dortige Tageschule besucht hatte, taufte ich sie mit noch anderen Katechumenen und gab ihr den Namen Christina. Auch ihre gute Mutter wurde am selben Tage getauft. Nach einiger Zeit zog jedoch ihr Vater mit seiner Familie in eine andere Gegend und verblieb dort mehrere Jahre. Am Anfang des letzten Jahres siedelte er wieder in die heilige Gegend über. Als ich da die Christina wieder sah, war sie schon ziemlich erwachsen und schien noch gut zu sein. Sie übergab mir auch bei dieser ersten Begrüßung ein Stück Seife als Geschenk. Nach einigen Monaten jedoch fiel mir auf, daß sie nicht mehr zu den hl. Sacramenten kam und öfters an Sonntagen vom Gottesdienst wegbliet. Vermutungen stiegen nun in meinem Herzen auf, die sich auch bald als wahr bestätigten. An einem Sonntag Nachmittag nach dem sakramentalen Segen, kam ihre Mutter zu mir und wünschte, mit mir im Zimmer zu reden. Eine dunkle Ahnung stieg in mir auf und ich fürchtete die Minute, in der ich aus ihrem Munde ihre Bestätigung erfahren würde. Bleich und zitternd stand sie da, ihre Hände und Lippen zitterten und in ihrer Brust arbeitete es gewaltig, so daß sie kaum einige Worte hervorbringen konnte. „Baba,“ sagte sie in ihrer Herzensbitterkeit und unter vielem Schluchzen, „Christina, mein Kind, hat sich ausgezogen (d. h. die christlichen Kleider wieder abgelegt) und den Glauben weggeworfen; ich kann mit ihr nichts machen; denn sie folgt meinen Worten nicht mehr.“ Obwohl ich selbst schwer niedergedrückt war, denn dieser Fall schmerzte mich tief in der Seele, suchte ich sie dennoch in ihrem schweren Kummer zu trösten und riet ihr, viel für ihr verirrtes Kind zu beten; das erbarmungsvolle Herz des guten Hirten werde selbes sicherlich früher oder später wieder zu seiner Herde zurückbringen. Das war also am Sonntag Nachmittag. Am Montag Vormittag nun, als ich mich eben im Objtgarten erging, kam ein heidnischer Bub von ungefähr 10 Jahren zu mir und jagte, er sei geschickt, um mir zu melden, daß die Christina vom Hause weg und zu ihrem heidnischen Bräutigam gelaujen sei. Das wunderte mich nun nicht mehr, nachdem ich schon am Tage zuvor von ihrer Mutter gehört, daß sie wieder Heidin geworden sei. Ich trug dem Buben auf, dem Vater zu sagen, er möchte doch sein Mädel sofort zurückholen und auf dasselbe gut achthaben. Das tat

er denn auch. Aber kaum war sie einige Tage zu Hause, da lief sie wieder weg. Der Vater machte sich noch einmal auf den Weg, um sie zu holen. Als er nun in den Kraal kam, wo sie sich mit ihrem heidnischen Bräutigam aufhielt, fand er sie schwer krank; trotzdem nahm er sie mit, setzte sie vor sich aufs Pferd und ritt nach Hause; er war jedoch noch nicht lange auf dem Wege, als er plötzlich merkte, daß er nur eine Leiche in seinen Händen hielt. So wurde sie vom Tode überrascht, ohne Gelegenheit zur Buße bekommen zu haben. Gottes Hand hat da sichtlich eingegriffen. Solche und ähnliche Fälle kamen während der Influenza-Epidemie öfters vor . . .

### Eintritt in die lath. Kirche in der letzten Woche des Lebens.

Von P. Apollinaris Schwamberger, R. M. M.

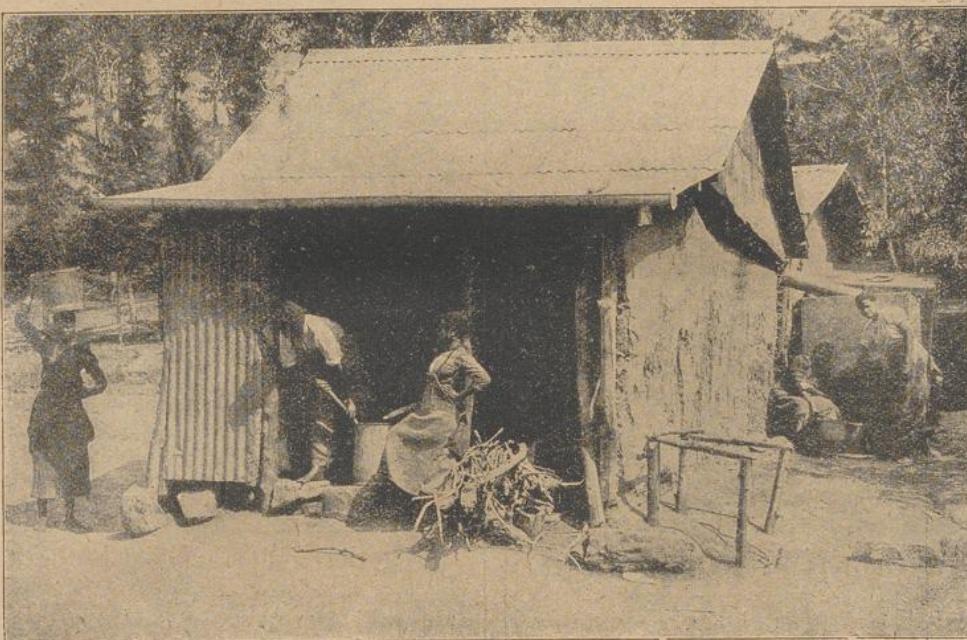
Ratschiz. — Im Jahre 1914 wurde die Kapelle bei der Eisenbahnstation Wessels Nef gebaut und dem hl. Josef geweiht. Wir haben dort 4 acres Land von Mr. Clark läufig erworben. Zur Zeit des Baues war ich oft dortselbst mehrere Tage mit Steinbrechen, Steinfahren und der Leitung des Baues, der von Schwarzen aufgeführt wurde, beschäftigt und da ich keine eigene Wohnung hatte, nahm ich mein Quartier bei Petrus Mgwenya, einem ehemaligen Jöggling von Mariannhill, der dort auch das Tischlerhandwerk erlernte und seit vielen Jahren in der Kohlenmine bei Wessels Nef sein Handwerk zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausübt, die ihm in jeder Beziehung unbedingtes Vertrauen schenken und wirklich scheinen können. Seine Eltern waren Anglikaner und lebten in Bluebank; einer von seinen Brüdern ist Katholik, ebenso 3 seiner Schwestern. Sein Bruder Johann ist bis jetzt Katechist in der anglikanischen Mission, die nur eine englische Meile von seinem Platze entfernt ist und, wie ich jetzt höre, wird man ihm bald die Hände auflegen und zum sogenannten anglikanischen Priester ordinieren. — Die Mutter war oft bei Petrus und somit lernte ich sie kennen. Im Jahre 1915 bekam sie die Wasserrucht; sie wurde im Hause des Petrus verpflegt, bis sie starb. Zur Zeit des Burenkrieges kam sie als Flüchtlings nach Mariannhill und nahm während der 6 Monate, die sie als Flüchtlings dort verbrachte, an den Katechesen des Hch. Pater Ambros teil. Nachdem sie in ihre Heimat zurückgekehrt war, blieb sie wieder in der anglikanischen Kirche, in der ihr Mann Vorsitzender war.

Selbstverständlich war es der heiligste Wunsch ihrer katholischen Kinder, wie auch der meinige, daß sie in die katholische Kirche übertrrete. Ich sprach oft mit ihr darüber während ihrer Krankheit, doch sie zeigte keinen Eifer hiezu. Durch ihre katholische Schwester Rosa jedoch bat sie mich oft, zu kommen und für sie am Krankenbett zu beten, weil sie, wie sie gestand, durch das Gebet des katholischen Priesters mehr Trost erhält, als durch das Beten der Andersgläubigen. Eine Zeitlang besuchte ich sie nicht mehr; wir hatten bereits die Hoffnung aufgegeben, beteten jedoch viel für ihre Befreiung. Da kam am Montag, den 15. November, Petrus, ihr Sohn, zu Pferde hieher und sagte mir: „Komme mit mir, die Mutter will dich haben, sie will in die katholische Kirche aufgenommen werden.“ Das war für uns beide eine freudige Überraschung. Ich nahm auch sofort das Sanctissimum mit, um ihr auch das Viaticum geben zu können, falls alles gut gehen würde. Als ich bei ihr angekommen war, fragte ich sie in allen Ernstes, ob es ihr freier, ungezwungener Wille ist, katholisch zu

werden und sie antwortete mit einem kräftigen „Ja“ und sagte mir auch den Grund dieses ihres Entschlusses. Da war ich nun sicher und konnte sie mit gutem Gewissen in die Kirche aufnehmen, nachdem ich ihr die Wahrheiten der katholischen Kirche in Kürze auseinandergelegt und sie zu dem Empfange der hl. Sterbesakramente vorbereitet hatte. Sie erhielt auf ihr Verlangen hin den Namen „Cäcilie“ in der bedingungsweise gespendeten Taufe. Nachdem ich Gott mit ihr gedankt hatte für die großen, ihr erwiesenen Gnaden, kehrte ich zurück. Am Donnerstag gab ich ihr das Vaticum zum zweiten- und letztenmale, verabschiedete mich von ihr auf immer auf dieser Erde, denn ich mußte die Mission im Oberlande besuchen und wußte, daß ich sie bei meiner Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden treffen würde. Am Samstag starb sie. Als sie in den letzten Zügen lag, kam ihr Mann, der hier überall bekannte Josias Mgwenda, der auch bereits im vorigen Jahre gestorben ist und zwar plötzlich. Er hatte nicht dasselbe Glück wie seine Frau; er starb als Protestant.

Als der Vater des Petrus sah, daß dieser sein bester Sohn sei, setzte er ihn als seinen Nachfolger in der Familie ein. Petrus war nie ruhig darüber, daß seine Mutter nicht auf dem katholischen Friedhof beerdigt werden konnte. Nach dem Tode seines Vaters äußerte er mir seinen längst gehaltenen Wunsch, seine Mutter in den katholischen Friedhof bei St. Josef in Werjels Nek zu übertragen. Ich schickte ihn mit einem Brief an seinen Magistrat, der liebenvoll die Erlaubnis zur Exhumation von der Regierung erwirkte und ich schrieb an den Hochwürdigsten Herrn Bischof um seine Erlaubnis. — Am 5. Januar 1919 wurde nun die Leiche feierlich in den Friedhof St. Josef unter zahlreicher Beteiligung aller Gläubigen übertragen. Nun können Petrus und seine guten Geschwister wieder ruhig sein. Ihre Mutter harrt dort der seligen Auferstehung entgegen.

Zum Schlusse muß ich noch erwähnen, wie höchst anständig sich der weiße anglikanische Geistliche, Rev. Robinson in diesem Falle benommen hat. Nachdem er benachrichtigt wurde über den Übertritt der Mutter des



Küche auf der Station Maris Stella.

Nach dem Tode der Mutter des Petrus wurde um die Beerdigung gestritten. Ihr Mann gab durchaus nicht zu, daß sie auf dem katholischen Kirchhof in Werjels Nek bei unserer Kirche, noch auch hier begraben werde, sondern wollte haben, daß sie in der anglikanischen Mission begraben würde. Doch Petrus stellte sich diesem Ansinnen des Vaters entschieden entgegen und sagte: „Vater, wenn du sie weder in St. Josef noch in Ratschitz begraben lassen willst, dann soll sie auf meinem Platz begraben werden.“ Der Vater gab diesem Antrag nach, ließ sie auf dem kleinen Platz seines Sohnes Petrus begraben, aber nicht nach katholischem Ritus, sondern nach dem anglikanischen. Die Beerdigung fand am Sonntag statt. Am Dienstag kam ich vom Oberlande zurück und hielt den katholischen Begegnungsritus am Grabe.

Petrus in die katholische Kirche und nachdem deren Mann ihm gezeigt hatte, es sei bloß Mache der katholischen Kinder, nicht ihr freier, entschlossener Wille gewesen, kam er bald nachher zu mir auf die Missionsstation, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen. Als ich ihm alles auseinandergesetzt hatte, bedauerte er, daß sie nicht nach katholischem Ritus beerdigt wurde und tadelte das Vorgehen des Josias, des Mannes der Cäcilie, und seiner Kapläne. Mr. Robinson ist ein sehr gebildeter Mann und kennt keinen Haß gegen die katholische Kirche. Er verbietet niemand, zu unserer Kirche zu gehen, wenn sie die anglikanische Kirche nicht besuchen können und ermuntert sie, zu unserem Gottesdienst zu kommen. Im vorigen Jahre kam ein gewisser Rev. Palmer von Pretoria mit ihm hierher, um mich zu besuchen. Rev. Palmer ist unverheiratet, führt ein sehr

assetisches Leben und ist ein ebenfalls fein gebildeter Mann. Er kam, um in ihrer anglikanischen Mission das Beichten einzuführen. Alle Ehre diesen beiden Herren. Gebe Gott, daß sie bald ganz zur katholischen Kirche zurückkommen!

### Erntefest im Kaffernland.

Den Juden war es bekanntlich verboten, von der neuen Ernte etwas zu genießen, bevor die Erstlingsfrüchte des Herrn geweiht waren. „Ihr sollt weder Brot, noch Geröstetes, noch Brei von der Ernte essen bis zu dem Tage, da ihr davon eurem Gott durch den Priester dargebracht habt.“ Lev. 23, 14. Das Erntefest war den Juden ein hochheiliger Tag. Ähnliche Feste finden wir übrigens auch bei den Römern und Griechen. Diese opferten sogar bei jeder einzelnen Mahlzeit den Göttern und kein Griechen trank von seinem Wein ohne vorher einige Tropfen zu Ehren der Götter ausgespogen zu haben.

Eine Art von Erntefest nun finden wir auch bei den Zuluaffern; die ganze Feier trägt ein echt heidnisches Gepräge an sich. Als heiliges und unantastbares Gesetz gilt hier dem Kaffer: „Niemand, weder Jüngling, noch Knabe, noch Mann darf von der neuen Frucht essen, bevor der Häuptling davon genossen hat.“ Sollte sich einer herausnehmen, davon zu essen, bevor ufwetshwama — so nennt der Kaffer sein Erntefest — gemacht ist, so werden ihm zur Strafe eine gewisse Anzahl von Ochsen abgenommen. Doch wie kann man wissen, ob der Häuptling bereits von der neuen Frucht genossen hat? Das weiß jeder, Groß und Klein im ganzen Stamm; denn das ufwetshwama gehört zu den höchsten Festlichkeiten im ganzen Jahre. Wenn im Frühjahr die ersten Früchte reif sind, so ladet der inkosi (Häuptling) seinen ganzen Stamm ein, bei ihm in seiner „Residenz“ zu erscheinen. Alle kommen mit Freuden; viele nehmen auch ihr Bier zum Feste mit, denn der inkosi tritt heute gleichsam als Priester auf und heiligt die neuen Früchte und die Herden.

Zum Kochen der neuen Frucht wird ein eigener Kessel verwendet. Derselbe ist in den Augen des Volkes heilig und darf das ganze Jahr hindurch zu keinem anderen Zweck gebraucht werden. Im Kraale der inkosifazi, d. h. der Hauptfrau des Häuptlings, wird er sonst aufbewahrt. Im Todesfalle der lebenden geht der Kessel als kostbares Erbe in den Besitz der zweiten Frau über. Die Übertragung desselben bildet eine eigene Feier. Zuerst wird nämlich unter Anrufung der Geister der Verstorbenen ein Ochse geschlachtet. Mit der Galle desselben wird der Kessel geheimnisvoll bestrichen, worauf ihn dann ein Zauberer in der Hütte der neuen Eigentümerin sorgfältig verbirgt.

Nun zurück zum Erntefest! Bei demselben wird ein Stier geschlachtet. Der Häuptling stellt sich zuerst so gegen die Sonne, daß sein Schatten auf das Tier fällt; ist dieses geschehen, so eilen sofort junge Männer herbei, schneiden dem armen Tiere bei lebendigem Leibe einen Fuß aus und braten ihn am Feuer. Der Kaffer empfindet dabei nicht das geringste Mitleid mit dem vor Schmerz heulenden Tiere; bei irgend einer Tierquälerei zur Nede gestellt, erklärt er ganz verwundert: „Es ist doch kein Mensch!“ Ist das Fleisch gebraten, so verteilt ein Beamter dasselbe an die Krieger. Jedoch darf es keiner mit der Hand berühren, sondern jeder muß warten, bis es ihm zugeworfen wird, wobei er es dann wie ein Hund aufzuschlappen hat. Mizglückt ihm dies,

so kann er warten, bis der induna (Beamte) ihm daselbe ein zweitesmal zwirft. Endlich wird dann das in seinem Blute liegende Tier vollends geschlachtet. Ein Zauberer schneidet ihm das Gehirn aus, vermischt es mit einer Arznei und reibt damit dem Häuptling Stirne, Brust, Arme und Füße tüchtig ein. Wegen etwaiger Beschmutzung der fürstlichen Kleidung braucht er sich dabei keine Sorge zu machen; das tut seinem Ansehen bei den Schwarzen keinen Eintrag. Neben dem Häuptling sitzt ein Knabe mit einem seltsamen Gemisch von Arzneien. Er gibt etwas davon in ein Gefäß und röhrt es kräftig um, bis es zuletzt tüchtig schwammt. Nun steht der Häuptling auf, wobei ihm seine Kriegsleute die blutige Haut des soeben geschlachteten Stieres umhängen und nimmt dann einen tüchtigen Mund voll von der genannten Mischung. Alle zusammen marodieren nun unter einem eigenartlichen Gesang in der Richtung nach Sonnenaufgang, wo der Häuptling dann seine Medizin in mächtigem Strahle ausbläst.

Der ganze Zug führt nun zum geschlachteten Opfertier zurück. Dasselbe ist bereits zur Hälfte zerschnitten und zerstückelt; nur Kopf, Rückgrat und Schwanz werden an einem Stücke gelassen. Der Häuptling ergreift nun den Schwanz, die Krieger ergreifen Rückgrat und Kopf, das ganze umstehende Volk aber streckt seine Hände gegen das Tier hin aus. In diesem Aufzuge wird der Häuptling unter einem wahren Höllenspektakel zur Hütte seiner Hauptfrau geleitet. Hier findet erst die eigentliche Festmahlzeit statt, wobei auch die neuen Früchte, die inzwischen gekocht und mit verschiedenen Kräutern und Arzneien vermengt wurden, gegessen werden.

Nach diesem Festmahl geht alles an den Fluß. Männer und Weiber, Jung und Alt, alles eilt in wildem Durcheinander dem Wasser zu. Der Häuptling selbst reitet mit seinen Beamten dahin. Nach der Reinigungszeremonie wird der Häuptling in den Kraal zurückgeführt. Jetzt geht erst der eigentliche Spektakel los; denn der offizielle Festteil ist vorüber. Alles ist und spielt und trinkt und singt und tanzt nach Herzensus. Der Lärm ist ein entsetzlicher. Zur Heimkehr bequemt man sich erst, wenn der letzte Bissen verzehrt und der letzte Tropfen Bier getrunken ist.

### Der Bau der Himmelsbrücke.

Für die lieben Kinder von P. Ludwig Tremel, R. M. M.

Es ist schon über 700 Jahre her, da lebte in Südfrankreich in der Nähe der Stadt Avignon ein fröhlicher Hirtenknabe mit Namen Benedikt. Als er wieder einmal die Schafe seines Vaters hüttete, hörte er eine Stimme, die sagte: „Benedikt, mein liebes Kind, höre die Stimme Jesu!“ Dreimal wiederholte sich das. Benedikt nun, der nirgends jemand sehen konnte, rief nun: „Wer bist du denn, Herr, der du mit mir redest? Ich seh dich nicht.“ Da kam die Antwort: „Fürchte dich nicht, mein Kind, ich bin Jesus, dein Gott. Ich will, daß du deine Herde verläßt und über den Rhônesfluß eine Brücke bauest.“ Der kleine Benedikt antwortete: „Ich weiß ja gar nicht, wo dieser Fluß ist und habe auch nur drei Pfennige; wie soll ich da eine Brücke bauen?“ Jesus sagte darauf: „Gehorche nur! Deine Schafe will ich hüten. Du wirst jogleich einen Wegweiser finden. Zu, was ich dir sage! Vertraue auf mich und laß alle Sorge.“ Der kleine Benedikt tat so. Er fand jogleich einen schönen Jüngling, der ihn zum Rhônesfluß führte. Mit einem Kahn fuhr er über und kam zum Bischof der Stadt Avignon. Der wollte ihm